



Mara Cop-Marlet
Um ein Goldstück
Belgisch-französische Novellette

Aus: Die Gesellschaft, Münchener Halbmonatschrift für
Kunst und Kultur, 5 (1889), Seite 207ff.

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Portrait der Schriftstellerin

Um ein Goldstück

»Ich bin Republikaner!« rief Raoul de Sully eines Morgens bei seinem Freunde, dem Marquis de Goblet, eintretend und seinen Hut heftig auf den Tisch schleudernd.

»Vor Allem bist Du ein Narr,« erwiderte der Marquis — ein liebenswürdigen die Pariser Lebensfreuden mit Vernunft und Phlegma genießender Lebemann — ruhig den Rauchwolken seiner Cigarette nachblickend.

»Das ist mir gleichgültig! Nenne mich wie Du willst! — — Ich nehme den Prinzipienstreit genau wieder dort auf, wo wir ihn neulich im Klub fallen ließen. Du verkennst unsere Zeit . . . Aristokratische Grundsätze — Plunder! — Frankreich ist noch weit zurück mit seiner idealen Revanchepolitik, mit seiner versteckten Bewunderung für exilierte Kronprätendenten. Da lobe ich mir die Engländer, das ist modern: *ein Grundsatz, ein Gott, eine Allmacht — money, money, money* —«

»Ich fühle mich nicht nach England hingezogen. Sein herrliches Klima disponiert zu sehr zum Schnupfen,« erwiderte der Marquis mit unerschütterlichem Gleichmut, zugleich seinem erregten Freunde eine Tasse feinduftenden Mokka über die Tischplatte zuschiebend,

»und übrigens weiß ich zu gut, daß Du heute nur so gegen den Idealismus wütest, weil Du im Begriffe stehst, ihm wieder einmal eine ungeheure Konzession zu machen.«

»Möglich. Jedenfalls reise ich in einigen Tagen nach Amerika, und gefällt es mir drüben, verkaufe ich alle meine Gitter und siedle mich an.«

»Bravo —und *à part* diese Kleinigkeit?«

»Habe ich einen Freundschaftsdienst von Dir zu erbitten —«

»Ich setze voraus, daß ich nicht alle Deine Güter kaufen soll!« lachte der Marquis.

Raoul de Sully zuckte ärgerlich die Achseln und warf sich in den Stuhl zurück. Seine leuchtenden Augen schweiften zerstreut durch das Fenster in die Ferne. Seine Gesichtszüge waren in edelsten Linien geschnitten, aber trotzdem fast zart. Um ein wenig verstärkt, hätten sie den Typus der einst so schönen Rasse französischer Bergbewohner repräsentiert. So aber lag ein unbeschreiblich weicher, einschmeichelnder Zug um den Mund, während die hohe Stirn verriet, daß dort alle Leidenschaften eines heftigen Gemütes thronten.

»Gilbert —« wandte er sich plötzlich wieder an den Marquis, »Du warst immer der Ältere und der Begünstigtere von uns beiden.«

»Kein starkes Kompliment — — —«

»Scherze nicht, — es ist eine Ehrensache, die ich Dir

all Vermächtnis zurücklassen muß.«»

»Ich bin bereit, es zu empfangen,« entgegnete der Marquis jetzt ernster, »Du weißt, daß Gilbert Marquis de Goblet seine versprochene Freundschaft hält, wie jedes Wort, das er im Leben gab. Es handelt sich natürlich um eine Frau?«

„Erraten!« erwiderte Raoul de Sully, die Lippen nervös übereinanderpressend, »aber diesmal ohne eingebildete Tragik, keine Pariser Opern- oder Straßenaventure.«

»Weniger Phantasie, Raoul, um Himmelswillen, wenn ich bitten darf; Du verschwendest diese Ausschmückungen an einen Unwürdigen. Der Rahmen Deiner Idylle mag ja ganz apart sein, aber schließlich kommt es doch notwendig auf dasselbe heraus: »*Elle et lui!*«

»Nein. In diesem Falle leider: *lui, elle et lui* «

»Ah!« machte der Marquis langgedehnt, »also verheiratet! — Sprich immerhin, was kann ich dabei thun?«

Raoul de Sully seufzte noch einmal schwermütig auf: »Um nicht viele Worte zu machen, Gilbert — Du besitzt einen Onkel, einen Grafen Remerode, der gegenwärtig auf seinem hochgelegenen Schlosse in den Ardennen weilt. Du kennst dieses Geschlecht, das in stolzer Abgeschlossenheit wie im Mittelalter fortlebt. Die Remerodes dulden keinen Prunk, keinen nutzlosen Dienertroß. Sie umfrieden ihre alten Häuser mit großen

Garten voll düsterem Baumschatten und täglich mehrmals ertönt die Glocke, die das streng katholische Geschlecht zum Hausgottesdienst ruft. Dieser Graf nun ist ein von dort ausgeschiedener Zweig. Du wurdest verwandt mit ihm, als er Manche, Deine reisende, zarte Cousine Blanche die Gefährtin unserer Kindheit, dieses liebenswürdige sechszehnjährige Geschöpf zur Frau nahm.«

»Also Blanche! Das ist schlimm. Aber fahre fort —«

»Die ganze Heirat war natürlich nur eine Konvenienzmache. Alles was der Graf dem jungen Wesen gab, war das kalte Wort — Pflicht. Eine Pariserin und Pflicht! ich bitte Dich, wie absurd! Das ist ja eben der ungeheure Unterschied zwischen dem sprachverwandten belgischen Volke und uns. Dort giebt es noch schroffe Charaktere, erstarrt in uralter Originalität. Bei uns hat die Zivilisation alle Kanten hinweggeschliffen und jedes einzelne Gemüt gleicht einem leicht erregten Wellenspiel. Die Pariserin ist treu aus Liebe, aber nicht aus strenger Überlegung. Natürlich empfand auch Blanche nicht anders. Vorigen Winter kam das ungleiche Ehepaar nach Paris und machte hier eine Saison mit. Sie hatten damals schon ein wenige Wochen altes Kind. Der Graf, dessen materielle Interessen seine Anwesenheit in Paris forderten, hatte sie gezwungen, es mit der Amme und unter Aufsicht einer Nonne auf ihrem Schlosse zurückzulassen.

Das war die erste Anklage, mit der mir Blanche eines Tages weinend um den Hals fiel. Das übrige kam nach. Die Sturzwelle der Leidenschaft schlug unausweichlich über uns zusammen. Eines Tages überraschte mich der Graf in ihrem Zimmer.«

»Der Graf, unmöglich! —«

»Nur zu möglich. Ich sehe ihn noch unerwartet hochaufgerichtet auf der Thürschwelle stehen. Ich beschwor ihn, die Gräfin zu schonen, bot ihm mein Leben im Duell an, und was derartige unsinnige Lagen noch mehr aus uns heraustreiben. Der Graf trat ruhig an den Tisch. »Sie werden mir meine Frau bezahlen!« sagte er kalt. »Bezahlen!« rief ich aus, »aber das ist ja unmöglich. Die Gräfin ist ja unschätzbar.« »Keine Ausflüchte, Chevalier. Sie bezahlen mir meine Frau und zwar sogleich,« erwiderte er eisern, auf die totenbleiche Blanche deutend. »Lassen Sie mich also zu meinem Banquier,« beschwor ich ihn, »nennen Sie die Summe, mein ganzes Vermögen, wenn Sie wollen« — »Aber augenblicklich.« »Ich habe nichts bei mir als ein elendes Goldstück.« »Das genügt.« erwiderte der Graf mit derselben eisigen Ruhe. Ich warf es auf den Tisch, griff nach meinem Hut und stürzte wie ein Wahnsinniger fort. Die Remerodes kehrten auf ihr Gut zurück und ich weiß nicht wie die arme Blanche weiterlebt.«

»Wenn das alles ist, so kann ich Dir sagen, daß sie sich wahrscheinlich versöhnt haben. Blanche war jung, schön,

und es ist stets eine Hauptbeschäftigung der Wallonen und Flamänder gewesen, viele Sprößlinge in die Welt zu setzen.«

»Du kennst dieses Geschlecht nicht, Gilbert, treu, fest, aber unerbittlich streng, Richter menschlicher Schwächen, zähe in ihrem Haß, hart selbst in ihrer Liebe.«

»Du willst also —«

»Daß Du hinreisest, Deinen Onkel besuchst, und Dich selbst überzeugst. In New-York erwarte ich Deine Nachrichten« — —

Wenige Wochen nach diesem Zwiegespräch befand sich der Marquis de Goblet auf der Reise nach dem Ardennenschloß Haute Roche seiner Verwandten, Die Ardennen besonders wo sie sich gegen die Maas hinstrecken, umzieht ein reicher Sagenkreis uralter Burgen. Der Charakter der Gegend ist ernst, gewaltig und weit entfernt von der warmen Poesie des Südens. Das Schloß steht dem Flusse Biran auf einem nackten Felsen gegenüber. Zu seinen Füßen fließen die weiße und schwarze Quelle zusammen. Von dem Felsen, den sie umspülen und der den Namen *Roche à l'homme* trägt, soll sich einst ein junger Schäfer in die Flut hinabgestürzt haben. Der Marquis fuhr den vielfach gewundenen steinigen Weg nach dem Schlosse mit wachsendem Erstaunen und erwecktem Interesse empor. In dieser Umgebung erschienen ihm die hochadeligen Besitzer

dieser Landstriche unter einem ganz anderen Lichte als auf dem Pariser Parquetboden. Der Marquis war darauf vorbereitet, Gäste im Schlosse anzutreffen. Die spätherbstliche Jagdsaison war nach englischer Sitte auf allen Schlössern der Ardennen in voller Blüte. Der Hausherr trat ihm im Thoreingange begrüßend entgegen. In verschiedenen architektonischen Verzierungen war der Wahlspruch Belgiens »*L'union fait la force*« neu angebracht. Durch einen hochgewölbten Thorweg, einen von Galerien auf Arkaden umgebenen Lichthof, führte der Graf den Marquis in die lange, im Stile Louis XV. möblierte Zimmerflucht. Eine halbe Stunde später betrat der Marquis, des Reiestaubes entledigt, den großen Versammlungssaal, wo sich die ganze Jagdgesellschaft zusammenfand. Nach belgischer Sitte unterblieb jede Vorstellung und der Marquis näherte sich durch die Reihen der umhersitzenden Damen und Herren der den Mittelpunkt einnehmenden Hausfrau. Sie wechselte einige leise Worte mit ihm und wandte sich dann wieder mit gleicher Aufmerksamkeit den übrigen Gästen zu. Die Gräfin schien körperlich leidend, wie ihre Gesichtsfarbe und das nervöse Zucken der Augenlider verriet, aber in dem Benehmen der Gatten herrschte keinerlei auffällige Disharmonie. Nach einer halben Stunde fühlte sich der Marquis veranlaßt, die verrückten Ideen seines Freundes Raoul und seine eigene unnützige Reise zu verwünschen. Man schritt zu Tische. Der Marquis saß neben der Gräfin,

und indem er der schönen Frau von ihren Jugenderlebnissen sprach, gelang es ihm sogar einmal ihr ein helles Lachen zu entreißen. In diesem Augenblicke klirrte etwas gegen ein Trinkglas. Der Marquis wandte sich um. »Sie entschuldigen, *mon neveu*,« sagte der Graf kalt lächelnd, »ich muß Sie als meinen Gast gleich auf eine recht unartige Gewohnheit, die mir anhaftet, aufmerksam machen. Ich kann keine Mahlzeit einnehmen, ohne mit einem Goldstück zu spielen. Es sind das Bizarrerien, wie sie so manchem alten Geschlechte anhaften.«

Der Marquis blickte die Gräfin an. Starr, wie festgebannt, folgten ihre Augen dem Blitzen des Goldstückes, das der Graf unaufhörlich zwischen den Fingern rollte. Bei jedem erneuten klirren fuhr sie nervös zusammen. Die übrigen Gäste nahmen in ihrer lärmenden Fröhlichkeit nichts von diesen geheimen Vorgängen wahr, deren inneren Zusammenhang sie nicht errieten. Der Marquis stützte den Kopf nachdenklich in die Hand. Es fiel ihm schwer, der Mitwisser eines solchen Geheimnisses zu sein, sein chevalereskes Gefühl flüsterte ihm zu: der Mitschuldige — da er ein Weib in seiner Gegenwart ungestraft moralisch mißhandeln ließ. Aber wie die unglückliche Frau verteidigen, und gegen *was*, gegen *wen*? — er hatte kein Recht dazu.

Sein Aufenthalt im Schlosse dehnte sich endlich schon über acht Tage aus, und bei jeder Mahlzeit, des Morgen,

des Mittags, des Abends dasselbe Spiel des Grafen, dieselbe nervöse Unruhe der Gräfin.

Einmal nach aufgehobener Tafel flüsterte ihm die Gräfin zu: »Cousin, verlangen Sie doch mein Kind, meine kleine Elmée zu sehen.« Der Marquis wandte sich an den Grafen. Dieser sandte, nach einem langen spöttischen Blick auf die Gräfin um die kaum zweijährige liebreizende Kleine »Elmée!« rief die Gräfin, ihr die Arme mit namenloser sehnsüchtiger Zärtlichkeit entgegenstreckend; das Kind wollte auf sie zueilen, da fiel etwas Glänzendes zwischen beide mitten auf den weichen Teppich. Es war das Goldstück des Grafen. »Spiele damit, Mignonne« sagte er mit scheinbarer Zärtlichkeit. Die Kleine griff jubelnd nach dem schimmernden Gegenstand und brachte ihn »Mama«. Die unglückliche Frau stieß das Kind zurück und verließ den Saal . . . Am selben Abend verließ auch der Marquis das Schloß. Sein Bericht an seinen Freund Raoul de Sully wurde nicht abgesandt, da ihm indessen seine Verlobungsanzeige mit einer amerikanischen Millionenmiß aus New-York zugekommen war. Zwei Jahre später verkündeten die Pariser Blätter, daß die schöne, junge Gräfin Remerode auf ihrem Schlosse in den Ardennen einem langen Leiden erlegen sei.